

— im besonderen sollen Christen und Juden gemeinsam für das eintreten, was mit „Shalom“ gemeint ist: Friede, Freude, Freiheit, Versöhnung, Gemeinschaft, Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit;

— jüdische und christliche Theologen zu Vorträgen und Gesprächen einladen und mit ihnen einen Dialog über die Gemeinsamkeiten wie auch über die spezifischen Unterschiede im Glaubensverständnis, in Ethik, Liturgie und Frömmigkeit beginnen;

— bei der Neuschöpfung von Gebeten und Gesängen könnten von jüdischen Gebeten und religiösen Gesängen wertvolle Anregungen übernommen werden; so könnte z. B. die „Hausliturgie“ vieles von der jüdischen Familienliturgie lernen;

— bei der Vorbereitung auf Pilgerfahrten in das Heilige Land oder bei Lichtbildervorträgen jeweils auch Informationen über das Judentum und über das gemeinsame Erbe geben.

Literatur:

Konkrete Anregungen sind u. a. den folgenden Büchern zu entnehmen:

David Flusser, Jesus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Hamburg 1968; *Clemens Thoma*, Kirche aus Juden und Heiden, Freiburg i. Br. 1970; *ders.*, Christliche Theologie des Judentums, Aschaffenburg 1978; *Kurt Schubert*, Jesus im Lichte der Religionsgeschichte des Judentums, Wien 1973; *Franz Mussner*, Traktat über die Juden, München 1979; *Hedwig Wahle*, Das gemeinsame Erbe. Judentum und Christentum, Innsbruck 1980; Über das Verhältnis der Kirche zum Judentum. Erklärung der deutschen Bischöfe vom 28. April 1980, erhältlich im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (D-5300 Bonn, Kaiserstraße 163); Die Katholische Kirche und das Judentum. Dokumente von 1945—1980, erhältlich bei: Deutsches Pax-Christi-Sekretariat, D-6000 Frankfurt a. M. 1, Windmühlstraße 2; *Günter Biemer u. a.* (Hrsg.), Freiburger Leitlinien zum Lernprozeß Christen Juden, Düsseldorf 1981; *Johann Maier—Peter Schäfer*, Kleines Lexikon des Judentums, Stuttgart 1981; *Pnina Navé Levinson*, Du unser Vater — jüdische Gebete für Christen, Freiburg, 3. Auflage 1979.

Ernst Ludwig Ehrlich

Zum Text der Pastoralkommission Österreichs über „Die Christen und das Judentum“

Auf Einladung des Christlich-jüdischen Kontaktkreises u. a. hat der Schweizer Wissenschaftler Ehrlich in einem Vortrag in Wien im Frühjahr 1983 den vorausgehenden Text der Pastoralkommission Öster-

reichs aus jüdischer Sicht kommentiert. Seine Ausführungen sind für die Bildungsarbeit in den Gemeinden deshalb von besonderem Interesse, weil sie deutlich machen, worauf es unseren jüdischen Gesprächspartnern ankommt. Friede und Versöhnung verlangen, daß man die vorhandenen Gemeinsamkeiten deutlich sieht und davon ausgeht und daß man die Unterschiede mit Achtung vor der anderen Seite zur Kenntnis nimmt, ohne sie zu verwischen, und den anderen wie auch sich selbst besser zu verstehen lernt. red

Das Problem der Aneignung kirchlicher Texte

In den letzten dreißig Jahren sind zahlreiche Erklärungen über das Verhältnis von Christen und Juden veröffentlicht worden. Es sind mehr als fünfzig. Es wäre nachgerade langweilig, eine Aufzählung alles dessen bieten zu wollen, was es auf dem theologischen Markte auf diesem Gebiet gibt. Heute wollen wir uns über einen Text der Pastoralkommission Österreichs unterhalten und versuchen, das Besondere seines Inhalts herauszuarbeiten, um an ihm den Fortschritt in unseren Beziehungen aufzuzeigen. Bevor wir diese Aufgabe miteinander unternehmen, ist jedoch eine Anmerkung notwendig: Diese Texte über unser neues Verhältnis zueinander zeugen von einer Beschäftigung mit dem christlich-jüdischen Verhältnis. Das ist natürlich positiv zu werten und durchaus erfreulich. Andererseits hat uns aber die Erfahrung gelehrt, daß Erklärungen dieser Art bei ihrem Erscheinen in der kirchlichen Presse kurz behandelt, von den direkt Beteiligten erleichtert abgehakt werden. Die kirchlichen Autoritäten haben dann das Gefühl, sie hätten nun auch gegenüber diesem Thema ihre Pflicht getan, eine angemessene Leistung erbracht. Daran ist nichts Beklagenswertes, aber das eigentliche Problem besteht in der Wirkung, in der Aneignung solcher Texte. Und hier beginnen allmählich gewisse Zweifel aufzukommen, ob Papiere dieser Art wirklich die erreichen, die sie dringend notwendig hätten. Dazu kommt, daß die Dokumente, so seriös sie sind, immer auch manches nicht

enthalten, das man erst zwischen den Zeilen lesen muß, also aus ihnen indirekt zu erschließen hat. Und dabei fehlt es oft an Interpretieren. Im übrigen sollte man sich keine Illusionen machen: der Kreis, der sich dem christlich-jüdischen Dialog widmet, ist bei Juden, Katholiken und Protestanten verhältnismäßig klein, und die Mehrzahl der Theologen hat ganz andere Prioritäten. Worum es hier nämlich geht, ist die Notwendigkeit, Exegese und systematische Theologie mit dem jüdischen Selbstverständnis zu verbinden. Diese Aufgabe erfordert weit mehr als nur eine freundliche Absicht gegenüber Juden und Judentum. Wenn es ein Desiderat auf diesem Gebiet wirklich gibt, so ist es dieses, daß mehr Menschen den christlich-jüdischen Dialog als ihre Priorität betrachten, und nicht nur als eine moralische Pflicht, weil man sich vor mehr als 40 Jahren seiner Juden entledigt hatte, so daß man jetzt die Aufgabe empfindet, ihrer wenigstens geistlich zu gedenken und einen gewissen christlichen Zusammenhang mit dem Judentum aufzuzeigen. Mir scheint, dies genüge nicht. Es braucht, um wirklich zum Kern des Dialoges zu kommen, schon ein persönliches Engagement, das sowohl die menschliche Seite einschließt als auch die fachliche, so daß man wenigstens weiß, worüber man spricht: über ein authentisches Judentum und über ein authentisches Christentum, ohne Synkretismus und ohne Verkürzungen auf beiden Seiten. Dazu gehört auch eine klare und saubere Terminologie ohne Anleihen aus fremden Bereichen. Das ist wichtig, weil sich unsere Terminologien nicht immer decken, so daß man die Worte jeweils genau befragen muß, um ihnen nicht einen Sinn zu unterschieben, den sie in der entsprechenden Glaubensgemeinschaft gar nicht haben.

Schließlich kann man natürlich fragen, und diese Frage ist legitim für jede Seite: Welchen Sinn hat ein solcher Dialog?

Antwort: 1. den andern besser kennen zu lernen, 2. sich selbst durch die Abgrenzung und durch das Gemeinsame besser zu verstehen, 3. ein neues menschliches Miteinander im für beide Wesentlichen zu ermöglichen, das es früher zwischen Christen und

Juden schlechthin nur selten gegeben hat. Wenn früher jüdische und nichtjüdische Menschen zusammenkamen, haben sie sich allzu oft auf dem Boden eines gemeinsamen Nichts getroffen. Unsere leidvolle Vergangenheit hat uns bewiesen, daß diese Basis nicht tragfähig war. Auch auf diesem Hintergrund möchten wir das neue Dokument interpretieren, weil es uns in unserem Dialog tragfähigen Boden unter den Füßen geben soll, und vor allem konkrete Aussagen, die freilich erst anzueignen wären.

Zwei Gefahren

Wir haben als Juden und als Christen zwei verschiedenartige Gefahrenmöglichkeiten. Die Juden wittern in jedem ihnen sich freundlich nähernden Christen, besonders wenn es sich um Theologen handelt, einen verkappten Judenmissionar, der ihnen in Wirklichkeit ihre Identität rauben will. Diese Form jüdischer Paranoia hat ihre Wurzeln in einer jahrhundertalten Geschichte. Juden müssen erst lernen, daß inzwischen bei nicht wenigen Christen ein Wandel eingetreten ist.

Christen wiederum haben angesichts unseres Problems eine eigentümliche Schwierigkeit, und das gilt für Katholiken wie Protestanten in gleicher Weise. Sie pflegen einen scharfen Unterschied zwischen dem sogenannten theologischen Antijudaismus der Kirche und dem modernen biologischen Rassenantisemitismus des 20. Jahrhunderts mit seinen Folgen zu machen. Dieser Bruch zwischen diesen beiden Anti-Phänomenen erscheint uns unerlaubt zu sein, und wir werden zu zeigen haben, in welcher Weise der theologische Antijudaismus der Kirchen in der Form des Rassenantisemitismus der Nazis säkularisiert wurde und insofern einen Wegbereiter dieser Art mörderischer Judenfeindschaft darstellt. Keine Apologetik kann die Verbindung dieser beiden antijüdischen Verhaltensweisen oder Ideologien auseinanderreißen, wie dies oft versucht wird, sehr zum Schaden der Christenheit, weil sie auf diese Weise Verdrängungen vornimmt, die nicht zu ihrem eigenen Heil dienen. Das die Kirche zerstörende Gift wirkt auf diese Weise fort.

Es ist im übrigen erfreulich, daß unser Text bereits im Anfang auf diese verschiedenen Formen der Judenfeindschaft eingeht, ohne sie freilich, was notwendig ist, miteinander zu verbinden. Dem wird auch noch der Antizionismus hinzugefügt, der heute eine besondere Funktion hat: an die Stelle des früheren Antisemitismus zu treten, weil offener Antisemitismus nach Auschwitz vulgär geworden ist. Antizionismus ist der Versuch, die Rolle zu übernehmen, die früher die Judenfeindschaft hatte, wobei natürlich eine Kritik an einer israelischen Regierungspolitik noch kein Antizionismus ist. Ihn kann man eher dadurch definieren, daß man sagt, er bestreite dem Staat Israel das Recht auf Existenz. Im übrigen legen jene Kreise an die Israelis völlig andere Maßstäbe an als an jedes andere Volk.

Zur Einleitung des „PKÖ-Textes“

Die Autoren des vorliegenden Textes möchten helfen, Vorurteile abzubauen, eine Besinnung auf das gemeinsame Erbe herbeizuführen, ein besseres Verständnis der Entzweigungsgeschichte zu erreichen, dem Abbau von Antisemitismus bzw. Antijudaismus in Gesellschaft und Kirche zu dienen, die Zusammenarbeit zu fördern, wozu auch ein gemeinsames Zeugnis gehört, schließlich Haltungen und Handlungen verhindern, die sich weder auf Gott noch auf Jesus berufen können.

Dieser Wunschkatalog ist recht umfassend, und er enthält Beherzigenswertes. Abbau von Antisemitismus und Antijudaismus in Kirche und Gesellschaft erscheint uns dabei die eigentliche Voraussetzung. Johannes Paul II. hat erkannt, daß hebräische Bibel und Neues Testament in einem Dialog miteinander stehen. Nimmt man den paulinischen Gedanken hinzu, den der Papst in seiner Mainzer Rede von 1980 ebenfalls erwähnt, daß niemand den Bund zwischen Gott und Israel je gekündigt hat, so müßte es eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein, daß Juden und Christen miteinander reden, denn die Juden verkörpern schließlich den einen Teil der Botschaft, der ebenfalls Wesen des christlichen Pro-

priums ist. Das war allerdings in der Vergangenheit der große Anstoß: Die Juden hatten die hebräische Bibel, lebten in ihr, mit ihr und durch sie, und die Christen verlebten sich diesen Teil der Offenbarung ein, ohne sich darüber klarzuwerden, daß diese Juden weiterexistierten und ohne Verkürzung ihre jüdische Identität durchzuhalten versuchten. Daher sind die Beziehungen zwischen diesen beiden Religionen so kompliziert, weil beide auf gleichen Quellen basieren, auf sie pochen. Im Jahr des Lutherjubiläums darf daran erinnert werden, daß hier auch die eigentlichen Schwierigkeiten Luthers mit den Juden lagen: Beide haben die gleiche Schrift, die hebräische Bibel, und beide legen diese Quelle der Offenbarung anders aus, und pochen dabei auf einen eigenen Wahrheitsanspruch.

Zu A: Das gemeinsame Erbe von Juden und Christen

Für uns, das gilt für Juden wie für Christen, ist es jeweils ein Test für das Verstehen, ob der andere in dem, was über ihn gesagt wird, sich wiedererkennt. Das ist z. B. der Fall, wenn in unserem Text über den *jüdischen Gott* gesprochen wird, übrigens im Zusammenhang mit dem Bibeltext Dt 6,4 f, der als eine Art von Glaubensbekenntnis des Juden verstanden wird: „Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einzig.“

Wenn ein Jude stirbt, legt man ihm diese Worte in den Mund. Es würde hier zu weit führen, einen Vortrag über den jüdischen Gottesbegriff zu halten. Eines sei aber festgehalten: Unser Dokument enthält den Gedanken vom gnädigen Gott, vom *Gott als Vater der Menschen*. Es war immer ein für uns schwer nachvollziehbares Vorurteil christlicher Theologen, daß sie nicht in der Lage waren zu erkennen, daß Juden keinen rachsüchtigen Gewitterjahwe vom Sinai anbeten, sondern den einen Gott, der der Vater aller Menschen ist. Diese Vatervorstellung Gottes sollte früher den Christen allein vorbehalten werden. Es ist erfreulich und wichtig, daß unser Text mit diesem Vorurteil aufräumt.

Entsprechend Röm 9—11 wird erkannt: *Gottes Bund mit Israel* bleibt, selbst wenn Christen glauben, dieser Bund habe in Jesus eine Erfüllung gefunden, wodurch auch die „Heiden Miterben“ der Verheißungen geworden sind. Das ist ein gutes Beispiel christlicher Verkündigung, die einerseits den Juden ihre Heilsgüter bestehen läßt, andererseits aber das Eigene christlichen Glaubens einbringt. In ähnlicher Gesinnung wird auch über das *Liebesgebot* gehandelt, das sich im 3. Buch Mose Kap. 19,18 findet, und entsprechend von Jesus aufgenommen und verarbeitet wird. Das Liebesgebot der hebräischen Bibel wurde also ins Evangelium integriert und bildet die ethische Klammer von Judentum und Christentum. Nur wer in seiner eigenen Christologie schwach ist, hat es nötig, den ethischen Wert des Judentums zu bestreiten oder zu verkleinern.

Einen besonderen Fortschritt dieses Textes sehen wir in dem knappen Abschnitt über das *Gottesreich*, über die Hoffnung und Zukunft. Hier hat man es verstanden, einen Teil des jüdischen Selbstverständnisses mit christlichem Glauben zu vereinen, ohne das Eigene des andern in Frage zu stellen. Worum es uns beiden geht, ist die Hoffnung auf das Reich Gottes. „Diese Hoffnung verbindet sich mit der Sehnsucht nach einer gerechten Welt und nach einem umfassenden Frieden für die ganze Menschheit.“

Eine jüdische Entsprechung: das Alenu-Gebet

Wenn wir sagen, in diesem Text erkennt sich auch der Jude wieder, so können wir dafür einen Beleg aus dem täglichen Gebetbuch heranziehen, denn authentischer vermag man das innere Leben eines jüdischen Menschen religiös nicht zu dokumentieren, als wenn man zeigt, was er täglich betet. Da heißt es im sogenannten Alenu-Gebet: „Darum hoffen wir auf Dich, Herr unser Gott, bald die Herrlichkeit Deiner Macht zu schauen, daß die Greuel von der Erde schwinden, die Götzen vertilgt werden, die Welt gegründet wird auf das Königreich des Allmächtigen, und alle Menschen Deinen Namen anrufen, daß sich

Dir zuwenden alle Sünder der Erde. Es mögen erkennen und verstehen alle Erdenbewohner, daß sich vor Dir jedes Knie beugen, jede Zunge schwören soll. Vor Dir, Herr unser Gott, werden sie knien und sich niederwerfen und Dir Ehrfurcht entgegenbringen. Alle nehmen sie die Anerkennung Deines Reiches auf sich. Du regierst bald über sie für immer und ewig. Denn Dein ist das Reich, und in Ewigkeit regierst Du in Ehre ...“ Bemerkenswert an diesem Text aus dem jüdischen Gebetbuch ist die Tatsache, daß hier mit keinem einzigen Wort von Israel gesprochen wird, sondern diese Zukunftshoffnung richtet sich an *alle* Menschen. Universeller kann man es nicht formulieren, wenn man von „allen Menschen“ redet, von „allen Bewohnern des Erdballs“. Die Zukunftshoffnung ist hier also national entschränkt.

Gemeinsam für Gerechtigkeit und Frieden
Der Inhalt dieses Gottesreiches ist die vollendete Gerechtigkeit und der vollendete Frieden. Diese Botschaft kehrt bei den Propheten in immer neuen Variationen wieder. Für Christen bedeutet Nachfolge Jesu, sich im Geiste Gottes für Gerechtigkeit und Frieden zu engagieren. In diesem Zusammenhang ist es ein schönes Zeichen von Gemeinsamkeit, wenn in diesen Tagen die amerikanische Bischofskonferenz sich in starken Worten gegen die Nuklearbedrohung der Menschen wendet und die Regierungen der beiden Supermächte auffordert, mit diesem irrsinnigen Wettrüsten aufzuhören, das unsere Welt in den Untergang führt. Fast zu gleicher Zeit hat der Synagogue Council of America, die Dachorganisation der drei religiösen jüdischen Richtungen in den USA, die amerikanische Regierung aufgefordert, sich moralisch gebunden für die Beseitigung der Bedrohung eines nuklearen Krieges zu erklären. Der Synagogue Council hat die Herren Reagan und Andropov ersucht, die totale Einstellung der Produktion von nuklearen Waffen vorzunehmen. In dieser Erklärung heißt es u. a.: „Wir alle sind Überlebende von Hitlers Holocaust, und wir haben einen besonderen Sinn für Verantwortung erfahren gegen das Treiben in einen nuklearen

Holocaust. Das nukleare Waffenrennen hat die Mittel von der Schlacht gegen Hunger, Krankheit und Leiden abgezogen. Wir müssen unsere Investitionen zur Steigerung der Lebensqualität benutzen und nicht für überflüssige Instrumente des Todes verschwenden. Es ist der Höhepunkt der Dummheit, immer tödlichere Waffen zu entwickeln in einer wirkungslosen Suche nach unechter Sicherheit. Es ist unsere heilige Pflicht, daß wir uns keine Vertrautheit mit der nuklearen Bedrohung erlauben. Das führt nur zu einer Indifferenz gegen die ständig wachsenden Gefahren eines nuklearen Krieges, der entweder absichtlich oder zufällig ausbrechen kann. *Einseitige* Abrüstung würde zu nuklearer Erpressung einladen oder zu einer Aggression. *Gegenseitiges* Einvernehmen bei beidseitiger Abrüstung und Pläne zur Verringerung stellen einen Schritt für die Aussicht auf Frieden dar. Die amerikanischen und sowjetischen Führer sollten viel kraftvoller für Abkommen arbeiten, welche dafür sorgen, die Verbreitung von Nuklearwaffen zum Stillstand zu bringen.“

Sie mögen fragen, warum ich Ihnen hier im Zusammenhang mit einer Erklärung der katholischen Kirche Österreichs einen Text des Synagogue Council of America zitiere. Meine Assoziation dabei war der Satz aus dem katholischen Dokument: „Nachfolge Jesu bedeutet, sich im Geiste Gottes für Gerechtigkeit und Frieden engagieren zu lassen.“ Der Synagogue Council hat versucht, einer solchen Forderung im Geiste des Judentums nachzukommen. Auf diesem Gebiete könnte ein christlich-jüdischer Dialog eine ganz neue Dimension erhalten.

Gemeinsames in Gebet und Gottesdienst

Schließlich wird als Gemeinsames von Juden und Christen auch auf den Gottesdienst verwiesen, die Psalmen und viele Gebete der hebräischen Bibel, wobei besonders angemerkt wird, daß das Vater- unser „ganz aus jüdischer Spiritualität“ lebt. Recht knapp wird in diesem Zusammenhang auf einen Teil des Festkalenders verwiesen: Pessach — das große Befreiungsfest des jüdischen Volkes, die Her-

holung aus Ägypten, das Nachvollziehen von Gottes Treue mit dem Volke Israel, die von Gott bestätigte Treue zu seinem Bunde mit diesem Volk. Mit Pessach, mit dem Exodus, beginnt eigentlich erst die Geschichte des Volkes Israel, vorher waren es Heilsgeschehnisse mit Einzelnen, die sich von Gott ansprechen ließen und angesprochen wurden.

Dem entspricht im Christentum Ostern, als Fest der Auferstehung Jesu die entscheidende Heilstat für den christlichen Glauben. Ähnlich sind die Bezüge bei Pfingsten, der Ausgießung des Heiligen Geistes, und bei den Juden das Erinnern an jenes Ereignis, welches den geistigen Inhalt des Judentums bedeutet: Die Offenbarung am Sinai mit dem Dekalog, den Zehn Geboten, aus denen die Menschheit noch heute lebt, und ohne deren Beachtung sie nicht überleben wird.

Zu den wichtigsten Glaubensunterschieden

Das katholische Dokument hat seinen Sinn auch darin, die wichtigsten Glaubensunterschiede präzise und korrekt herauszuarbeiten. Das ist aus mehreren Gründen von Bedeutung: Man muß einem Synkretismus entgegenarbeiten, der für alle total sinnlos ist und der Authentizität des jeweiligen Partners nicht gerecht wird. Man möchte Christen an ihre eigene Lehre erinnern und schließlich, ohne Judenmission treiben zu wollen, den Juden auch darstellen, was eigentlich Inhalt christlichen Glaubens ist. Heute ist die Situation bei Christen und Juden recht ähnlich: Beide wissen über sich selbst leider nicht allzu viel, und oft fehlt eine Kenntnis von Wesentlichem.

Christen bekennen in der Dreifaltigkeit (Gott-Vater, Sohn und Heiliger Geist) einen für Juden schlechthin nicht nachzuvollziehenden Glauben. Christen sehen ferner im auferstandenen Christus den Heilsmittler. Das Judentum bedarf nicht des Glaubens an einen stellvertretenden Opfertod. Der Nachfolge Gottes, *Imitatio Dei*, im Judentum entspricht die Nachfolge Christi.

Christen glauben, mit Christi Tod und Auferstehung habe die Endzeit definitiv schon begonnen, allerdings ist das Heil noch nicht

in Vollendung da. Mit einer Art von vorweggenommener Erlösung vermögen die Juden nichts zu verbinden, sondern sie ist erst eine zukünftige Größe. Endgültiges Heil ist nicht von innerweltlicher Verwirklichung zu trennen. Diese Unterscheidungen in unserem Text dürften präzise und vor allem fair sein gegenüber beiden Religionen. Gerade eine solche knappe Gegenüberstellung erscheint uns für Laien nützlich.

Zu B: Die Entzweigungsgeschichte und ihre Überwindung

Wenn Sie meinen Ausführungen bisher gefolgt sind, und die Versuche verstanden haben, die tiefen inneren Gemeinsamkeiten zwischen Judentum und Christentum zu begreifen sowie das Trennende, das sich teilweise erst aus dem gemeinsamen Ursprung verstehen läßt, so taucht die Frage auf, woher denn nun eigentlich die Jahrhunderte alten Konflikte kommen, die zu einer Feindschaft führten, wie sie ärger nicht gedacht werden kann. Es gab ja kaum ein Verbrechen, das man den Juden nicht in die Schuhe schob, wobei wir hier nur zwei erwähnen: Ritualmord und Hostienschändungen. Die Juden wurden solange gefoltert, bis man wenigstens bei einigen erzwungene Geständnisse bekam. Und selbst noch in der Reformation, das lehrt uns Luther, wird der Jude nicht als Partner anerkannt, sondern als Missionsobjekt begehrt. Luthers Haltung war in dieser Beziehung gradlinig; er war davon getrieben, die Juden zu Christus zu bringen. Einer von vielen Gründen, warum es zu dieser Auseinandersetzung kam, wird in unserem Text richtig angedeutet: Es sind gewisse Stellen im Neuen Testament selbst, die Anlaß zu Mißdeutungen gaben.

Zu 1: „Die Juden“ im Neuen Testament

Es ging hier in Wirklichkeit um eine Art von Familienkonflikt, in dem die werdende Kirche sich gegen das Judentum profilieren mußte, und andererseits die Juden aus ihrem Verband ausschieden, was sich in der Urkirche an unjüdischem Geiste entwickelte. Der eigentliche Kampf jedoch

ging um die Heiden, und hier stießen *Missionsbestrebungen von beiden Seiten* zusammen. Der entscheidende Ausgangspunkt für den Konflikt wird in unserem Text korrekt angegeben: „Die Spannung wurde freilich vor allem dadurch verschärft, daß Heiden in die christliche Gemeinschaft eintraten, ohne daß sie vorher in das Judentum aufgenommen worden wären“. In diesen Zusammenhang gehört auch die Polemik gegen die Pharisäer. Diese werden im NT als Feinde Jesu dargestellt, nicht weil sie sich von ihm abgrenzten, sondern weil sie mit ihm viel gemeinsam hatten; mit den Sadduzäern gibt es diese Polemik gerade nicht, hier bestanden nur geringe Übereinstimmungen.

Der betreffende Abschnitt in unserem Text über die Pharisäer sollte gerade in Kreisen der Religionslehrer sorgfältig zur Kenntnis genommen werden, denn hier handelt es sich um ein schier unausrottbares Vorurteil. Im Grunde wäre das Problem viel harmloser, würde nicht das pharisäische Judentum für das integrale Judentum der Spätantike stehen. Hätte man es hier mit einem verquerten Seitenzweig zu tun, brauchte man sich darüber nicht zu ereifern. Das eigentliche Problem liegt darin, daß *das pharisäische Judentum als einzige jüdische Richtung* jener Zeit ziemlich nahtlos in das rabbinische Judentum der jüdischen Tradition, also von Mischna und Gemara, überging. Sadduzäer und Essener, oder was es damals noch an Richtungen gab, etwa auch die Zeloten, verschwanden nach der Tempelzerstörung des Jahres 70. Aber die Pharisäer bildeten die Urzelle der rabbinischen Tradition. Die perpetuierte Polemik gegen das pharisäische Judentum ist so sinnlos, und hat viel Schaden für unsere gegenseitigen Beziehungen angerichtet. Richtig heißt es in unserem Text: „Sie hatten ... insbesondere nach der Zerstörung des jüdischen Tempels entscheidenden Anteil an der weiteren jüdischen Geschichte.“

Von Jesus trennte sie im Grunde nicht viel. Es waren viel weniger Lehren, die sie miteinander in Konflikt brachten, als das Verhältnis der „*Institution*“ *Pharisäer* zum „*freien Toralehrer*“ *Jesus*, der aus einer

ihm zugekommenen Vollmacht heraus die Tora frei auslegt. Im Einzelfall ist dann stets zu prüfen, ob wirklich grundlegende Unterschiede bestanden, oder ob diese nicht eher das Verhältnis der Juden zur werdenden Urgemeinde widerspiegeln. Daß Jesus mit einigen pharisäischen Lehrern Meinungsverschiedenheiten hatte, ist unbestritten; aber wenn man ein Blatt Talmud aufschlägt, so sind nicht selten die Kontroversen zwischen Rabbinen eher größer als die, die Jesus mit pharisäischen Lehrern hatte. Das Vorurteil gegen die Pharisäer ist leider bis heute noch nicht beseitigt, wenn man ihre Lehre auf eine *Gesetzes- und Tempeltheologie* reduziert, wie es z. B. unlängst wieder in der Katholischen Predigt in St. Ursula in Wien geschah. Als ob z. B. die pharisäische Ethik und Zukunftshoffnung keine Rolle gespielt hätten. Auf diese Weise erhält man nach wie vor ein verzerrtes Bild vom nachbiblischen Judentum sowie eine Frontstellung, die sich zwar für Predigt und Katechese eignet, weil man Gegensätze plastisch herausarbeiten kann; aber der Sache selbst wird man damit nicht gerecht.

Präzis und knapp ist die Schilderung der Sadduzäer in unserem Text: Sie waren eine priesterlich-aristokratische Partei, die mit den Römern zusammenarbeitete, die sich weigerte, die Tora wie die Pharisäer und Jesus der Zeit anzupassen, und die auf ihren Vorrechten beharrte. Daher lehnten sie auch den Glauben an die Auferstehung ab, weil dieser erst spät in der hebräischen Bibel verankert wurde. „Sie lieferten schließlich Jesus an den römischen Prokurator aus, da sie Angst vor einem politischen Aufstand hatten.“

Es zeugt schon von einem Fortschritt im heutigen christlichen Denken, daß unser Dokument sich nur relativ kurz mit der *Passion Jesu* zu beschäftigen braucht. Hier ist durch die Konzilserklärung *Nostra aetate* ein Durchbruch erreicht worden, und im allgemeinen ist eine vorurteilslose Darstellung der Passionsgeschichte heute weiter verbreitet als früher. Im übrigen finden wir ja darüber selbst im Neuen Testament zwei völlig divergierende Auffassungen: eine in den Evangelien, in denen in einer hi-

storisierenden Darstellung fast zwei Generationen nach Jesu Tod Schuldzuteilungen an Volksgruppen vorgenommen werden, um auf diese Weise in der aktuellen Situation der Urgemeinde zu dienen, sowie wenige Jahre nach Jesu Tod bei Paulus, der von geschichtlichen Einzelheiten absieht und dem es nur um das zentrale theologische Ereignis geht: Jesu Tod als Heil für die Menschheit, sein Tod und seine Auferstehung. Man könnte sagen, in den Evangelien liege das Gewicht bei Karfreitag, bei Paulus liegt der zentrale Schwerpunkt bei Ostern, wenngleich das natürlich für die Evangelien so auch nicht stimmt. Es ist im übrigen ein interessanter Prozeß, wie im Laufe der Zeit immer mehr versucht worden ist, die Schuld am Tode Jesu den Juden zuzuschieben und gleichzeitig die Römer, also Pilatus, zu entschuldigen; hier zeigt sich auch eine wichtige zeitgeschichtliche Notwendigkeit: Christen mußten im römischen Reich leben, und hatten kein Interesse daran, Pilatus als den Mörder ihres Herrn darzustellen — Pilatus, den Repräsentanten Roms in Palästina.

Zu 2: Die Judenfeindschaft

Knapp wird die Judenfeindschaft während des Mittelalters abgehandelt. Besonders interessant in unserem Zusammenhang ist hier die Enterbungstheorie der *Kirchenväter*, welche die Kirche als das Neue Israel verstanden, also alle Verheißungen für Israel allein auf die Kirche übertrugen, die Juden also enterbten. Das ist z. B. auch der Grund, warum früher im christlich-jüdischen Verhältnis Röm 9—11 überhaupt keine positive Wirkung gehabt hat, obwohl der Apostel in diesem Abschnitt das Verhältnis zwischen Christen und Juden in einer ungemein souveränen Weise darlegt, und so beiden gerecht wird. Man kann nicht genug rühmen, was es für einen Mann wie Paulus bedeutet, der derart im Konflikt mit den Juden seiner Zeit stand, daß er dem Judentum gleichwohl seine volle Würde beließ. Diese theologische Haltung ist leider schon allzu früh in der Kirche für Christen unerträglich geworden. So wurde Israel schließlich enterbt. Das aber hatte nun auch ökonomisch und poli-

tisch Ungeheures zur Folge. Juden konnten nur als Wucherer tätig sein, als Geldverleiher, andere Berufe waren ihnen meist versperrt. Sie wurden bis weit hinein in die Neuzeit aus der Gesellschaft ausgestoßen, sie bildeten eine diskriminierte Randgruppe. In diesem Zusammenhang wird in unserem Text für die Situation der Juden als Gruppe und als Menschen ein Schlüsselwort verwendet, das zunächst einen theologischen Sachverhalt darstellen sollte, sich dann aber rasch auf ihre soziale Situation auswirkte. Es ist das Wort „Verwerfung“. Andere Worte in diesem Zusammenhang lauteten „widerspenstig“, „ungläubig“, etc.

Es ist durchaus im Sinne christlicher Ökumene, wenn unser Text auch auf *die Haltung Luthers* eingeht. Der eine Satz über Luther ist zwar im wesentlichen richtig, gibt aber nicht die volle Tragweite von Luthers Haltung wieder. Sicher hatte Luther die Juden eingeladen, sich zu seiner Form des Christentums zu bekennen; aber bereits von Anfang an, etwa im Kommentar zu einzelnen Psalmen oder vor allem im Kommentar zum Römerbrief, betrachtete Luther theologisch die Juden als „gottlos“, weil sie meinen, sie könnten sich durch das „Gesetz“ selbst erlösen, bedürften daher nicht der Gnade Christi (zu Röm 11,26). Es ist also ein Irrtum anzunehmen, es gäbe in Luthers theologischer Haltung zu den Juden einen Bruch. Von Anfang an gestand Luther den Juden theologisch gar nichts zu. Er blieb fest in der mittelalterlichen antijüdischen Enterbungs-Tradition verwurzelt. Er war allerdings der Meinung, die Bekehrung der Juden wäre unmöglich, wenn man nicht zugleich ihre soziale Stellung verbesserte; man müßte auch die Feindschaft einstellen. Als seine pädagogische Methode erfolglos blieb, also auch durch ihn keine Bekehrungserfolge aufzuweisen waren, verfiel er in den bekannten groben Stil rabiater Judenfeindschaft. Theologisch hatte sich bei ihm freilich nie etwas geändert. Seine angeblich projüdische Haltung zu Anfang war immer nur ein Mittel zum Zwecke möglicher Bekehrung. Das Aufrichtige an Luthers Haltung war, daß er über alle diese Vorgänge

niemanden in Zweifel ließ, also jeweils durchaus präzise mitteilte, was er dachte und warum er so handelte, wie er handelte. Wir verfügen über einen Brief an den Judenvorsteher Josel von Rosheim aus dem Jahre 1537, wo es expressis verbis heißt: den Juden würde nur geholfen, „Ihr nehmt denn Euren Vetter und Herren, den lieben gekreuzigten Jesum mit uns Heiden an ... denn um des gekreuzigten Juden willen, den mir niemand nehmen soll, möchte ich Euch Juden allen gerne das Beste tun, ausgenommen, daß Ihr meine Gunst zu Eurer Verstockung gebrauchen sollt ...“ Auch in Luthers Theologie bleiben die Juden also „verworfen und verstockt“. Man beachte die Terminologie.

Unser Text spricht weiter von den *Passionsspielen*, in denen die Judenfeindschaft zum Ausdruck kommt, ferner von wirtschaftlicher Judenfeindschaft. Es stellt sich natürlich die Frage, in welcher Weise der Antijudaismus mit der wirtschaftlichen Judenfeindschaft zusammenhängt. Es gibt keinen Zweifel darüber, daß die Juden aus pseudo-theologischen Gründen aus der Gesellschaft ausgegliedert wurden und als Randgruppe eine Sonderexistenz führten, wobei ihnen vor allem nur das Zinsnehmen erlaubt wurde. Man ging dabei davon aus, daß es sich hier um eine notwendige ökonomische Funktion handelte, die aber Christen verboten war. Da die Juden als Nichtchristen verworfen waren, kam es auf eine Sünde mehr oder weniger ohnehin nicht an. Andererseits benötigte man sie jedoch als wirtschaftlichen Faktor, aber auch als Ausbeutungsobjekt. Bis weit hinein ins 18. Jahrhundert spielte das Judenregal bei den Landesfürsten und in den Städten eine große Rolle. Es war für sie alle eine wesentliche Einnahmequelle und ermöglichte die Rückkehr der Juden nach vorangegangener Vertreibung. Der wirtschaftlich-soziale Antijudaismus hatte jedoch den theologischen Antijudaismus als Voraussetzung. Damit stehen wir nun an der Schwelle zu unserer Zeit. Es ist hier nun vom *rassisch-biologischen Antisemitismus* eines Gobineau, Eugen Dühring, Houston Stewart Chamberlain die Rede, bis hinein in die NS-Zeit. Es heißt wörtlich dazu: „Dieser

Antisemitismus wurde von der Kirche immer wieder verurteilt, doch war er gerade auch unter Christen verbreitet, was dazu beigetragen hat, daß Hitlers Rassenwahn von vielen nicht rechtzeitig erkannt und sein Einschreiten gegen die Juden von manchen sogar begrüßt wurde.“ Daran ist nichts falsch. Nur läßt sich der Rassenantisemitismus nicht vom pseudotheologischen Antijudaismus trennen, jener ist nämlich die säkularisierte Form der kirchlichen Judenfeindschaft, und seine Fortsetzung. Aus den theologisch „verworfenen“ und „verstockten“ Juden wurde dann die ausrottende minderwertige jüdische Rasse.

Erklärungen aus der NS-Zeit

In welcher Weise beide Formen der Judenfeindschaft von der deutschen Kirche, in diesem Fall der evangelischen, verbunden werden konnten, zeigt eine gemeinsame Erklärung der Landeskirchenführer von Hannover, Braunschweig und Kurhessen vom 23. Juni 1939: „Die nationalsozialistische Weltanschauung bekämpft mit aller Unerbittlichkeit den politischen und geistigen Einfluß der jüdischen Rasse auf unser völkisches Leben. Im Gehorsam gegen die göttliche Schöpfungsordnung bejaht die evangelische Kirche die Verantwortung für die Reinerhaltung unseres Volkstums. Darüber hinaus gibt es im Bereich des Glaubens keinen schärferen Gegensatz als den zwischen der Botschaft Jesu Christi und der jüdischen Religion der Gesetzlichkeit und der politischen Messias Hoffnung.“ Das ist ein ungemein erhellender Text, denn hier wird der rassistische Judenhaß mit dem pseudo-theologischen harmonisch verbunden. Ähnliches läßt sich auch nach der Einführung des Judensternes zeigen. Damals erließen 7 evangelisch-lutherische Landeskirchen am 17. Dezember 1941 eine Erklärung, darin heißt es u. a.: „Als Glieder der deutschen Volksgemeinschaft stehen die unterzeichneten deutschen Evangelischen Landeskirchen und Kirchenleiter in der Front dieses historischen Abwehrkampfes, der u. a. die Reichspolizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden als die geborenen Welt- und Reichsfeinde notwendig gemacht hat, wie schon Dr.

Martin Luther nach bitteren Erfahrungen die Forderung erhob, schärfste Maßnahmen gegen die Juden zu ergreifen und sie aus deutschen Landen auszuweisen. Von der Kreuzigung Christi bis zum heutigen Tage haben die Juden das Christentum bekämpft oder zur Erreichung ihrer eigennützigen Ziele mißbraucht oder verfälscht. Durch die christliche Taufe wird an der rassischen Eigenart eines Juden, seiner Volkszugehörigkeit und seinem biologischen Sein nichts geändert ...“ Auf katholischer Seite findet man auch in Österreich längst noch vor der NS-Zeit ähnliche Äußerungen, etwa lapidar bei F. Zach¹: „Wir sind Arier und wir sind Christen — darum müssen wir zurück zum christlich-arischen Ideal.“

Man sollte sich daher hüten, Rassenantisemitismus vom Antijudaismus aus apologetischen Gründen zu trennen, wie das gerade in jüngster Zeit wieder geschehen ist.

Zu 3: Die wichtigsten Richtungen innerhalb des heutigen Judentums

In unserem Papier werden dann im folgenden die verschiedenen Richtungen im Judentum beschrieben: Das orthodoxe, das konservative und das Reformjudentum, die sich alle in ihrer heutigen Form im 19. Jahrhundert entwickelt haben, als es galt, das religiöse Erbe in die bürgerliche Gesellschaft einzubringen, in die die Juden nun allmählich aufgenommen wurden.

Zum Problem „Zionismus“

In diesem Abschnitt wird auch der Zionismus behandelt. Was darüber hier gesagt wird, darf wohl als etwas zu knapp bezeichnet werden: „Von diesen religiös unterschiedlichen Richtungen ist der Zionismus als eine nationale Befreiungsbewegung des Judentums zur Heimkehr der Juden in das Land Israel mit dem Mittelpunkt in Zion (Jerusalem) zu unterscheiden. Die zionistische Weltbewegung ent-

¹ F. Zach, Auf der Wetterwarte der Zeit, 1919, 204 f. Im übrigen kann ich hier auf das wichtige Buch von Hermann Greive verweisen: Theologie und Ideologie, Katholizismus und Judentum in Deutschland und Österreich, 1918—1935, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1969.

stand im 19. Jahrhundert und führte 1948 zur Gründung des Staates Israel.“

Daran ist gewiß nichts falsch, nur wäre zu bemerken, daß man die politische, religiöse und historische Komponente des Zionismus schon deshalb nicht trennen kann, weil die Dimension des „Landes“ und der Stadt Jerusalem in das religiöse Bewußtsein der Juden in 2 Jahrtausenden eingegangen ist. Theodor Herzl wäre zu Ende des 19. Jahrhunderts verlacht worden, wenn er nicht an etwas hätte anknüpfen können, das freilich in anderer Art immer im Bewußtsein des jüdischen Volkes vorhanden und sogar präsent war.

Im Jahre 1973 hatte sich eine bischöfliche Kommission des französischen Episkopats in folgender Weise zu diesem Problem geäußert. Mir scheint diese Formulierung recht adäquat zu sein: „Es ist heute schwieriger denn je, ein ausgewogenes theologisches Urteil über die Rückkehrbewegung des jüdischen Volkes in sein Land zu fällen. Angesichts dieser Ereignisse können wir als Christen in allererster Linie nicht vergessen, daß Gott dem Volke Israel einst ein Land gegeben hat, in welchem es berufen ist, sich zu versammeln ... Durch diese Rückkehr und ihre Folgen wurde die Gerechtigkeit einer harten Probe unterworfen. Es handelt sich, theologisch gesehen, um ein Aufeinanderprallen mehrerer Forderungen der Gerechtigkeit. Über die legitime Vielfalt der politischen Stellungnahme hinweg, kann das Weltgewissen dem jüdischen Volk ... das Recht und die Mittel auf eine politische Existenz nicht versagen ...“ Es ist im übrigen erstaunlich, welche Mühe der Vatikan auch heute noch hat, durch ein bloßes Anerkennen von Realitäten dem Staate Israel volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen².

All das bedeutet natürlich nicht, man könne heute mit der Bibel in der Hand moderne politische Grenzen ziehen. Diese müssen auf dem Verhandlungswege mit den Beteiligten ausgehandelt werden. Einen biblischen Rechtsanspruch gibt es auf ein von anderen bewohntes Land nicht.

² Vgl. dazu auch F. Mussner, Traktat über die Juden, München 1979, 34.

Ein gerechter Ausgleich legitimer Interessen kann daher nur im vollen Einvernehmen mit *allen* Beteiligten erzielt werden.

Zu 4: Konkrete Aufgaben

Das letzte Kapitel unseres Dokumentes hat die konkreten Aufgaben zum Inhalt. Diese folgen aus den vorangegangenen Darlegungen: Man soll sich kennenlernen, einander verstehen, nicht ohne Wissen übereinander reden. Aufklärung auf breiter Basis ist also notwendig. Man möge sich treffen, Juden und Christen sollen miteinander reden, und wo es möglich ist, auch miteinander beten. Ein gemeinsames Eintreten für Frieden und Gerechtigkeit wird gefordert, theologische Vorträge und der Dialog sind anzustreben. Katholiken könnten sogar einen Schritt weitergehen und prüfen, was bei der Neuschöpfung von Gebeten und Gesängen in der Liturgie aus dem jüdischen Gottesdienst oder aus dem jüdischen Erbe übernommen werden kann. Möglichkeiten, sich über das Judentum zu informieren, bilden auch die Vorbereitungsarbeiten zu Reisen nach Israel sowie diese selbst.

Fassen wir zusammen:

Die Pastorkommission hat unter Zustimmung der Österreichischen Bischofskonferenz einen Text vorgelegt, mit dem man arbeiten kann, der sehr viele positive Anregungen enthält, kaum vor einem der aktuellen Probleme ausweicht, und für die angeschnittenen Komplexe jeweils honorige Lösungen vorschlägt. Natürlich wird von den Autoren nicht vergessen, daß ein solches Dokument auf dem Hintergrund eines millionenfachen Mordes an Juden erfolgte.

Als ich das Manuskript zu diesem Vortrag schrieb, unterbrach ich für einen Augenblick, um am Fernsehen die Tagesschau anzusehen. Dabei kam ich zufällig dazu, den Schluß eines Filmes über Oskar Schindler zu sehen, jenes katholischen Menschen, der während der Zeit des Judenmordes wahrscheinlich am meisten Juden gerettet hat, die ein Einzelner vor dem Tode bewahren konnte. Im Film wurde auch sein katholisches Begräbnis in Jeru-

salem gezeigt, und dabei auch ein frommer Jude, der mit anderen den Sarg mit dem großen Kreuz auf der Sargdecke trug. Nach der Beerdigung sagte dieser Jude: Sie mögen mich fragen, warum gerade ich einen Sarg mit einem Kreuz getragen habe. Der Mann, den wir hier zu Grabe trugen, war ein größerer Mensch als die meisten anderen, Juden oder Christen.

Hier hatte ein Jude erkannt, daß das Kreuz, für Christen und Juden gewiß ein Ärgernis auf jeweils verschiedene Weise, auch ein Zeichen mit Bedeutung sein kann, dann nämlich, wenn es Zeichen dafür ist, daß es einem Menschen gelungen ist, wenigstens ein wenig auf dem Wege weiterzukommen, den Juden Nachfolge Gottes nennen und Christen Nachfolge Christi.

Achim Battke

Gibt es eine „christliche“ Friedensbotschaft?

Zahlreiche Christen engagieren sich in der Friedensbewegung und fühlen sich dazu von ihrem Glauben her gedrängt; immer stärker melden sich auch die Kirchenleitungen mit Stellungnahmen zu Wort, wie sie vor zehn oder fünf Jahren noch kaum möglich gewesen wären. Im folgenden geht der Autor — auf dem Hintergrund der Aktivitäten der Friedensbewegung und ihrer unterschiedlichen Beurteilung auch durch Christen — der Frage nach, ob es in der Friedensbotschaft etwas spezifisch Christliches gebe und wie es gefunden werden könne. Seine Antwort sind einige inhaltliche Grundzüge und der Hinweis auf die Bedeutung der Gemeinde und der Propheten. red

Wie lassen sich die Bausteine eines „Evangeliiums“ des Friedens finden, auf die wir uns trotz aller christlichen Gewaltverstrickung und ohne diese zu verleugnen berufen können?

Es geht uns bei dieser Frage nicht um die Ebene der theologischen Begriffsbildung und Systematisierung, also nicht um einen

Begriff oder eine Theologie des Friedens — vermutlich sind diese auch nur im Plural, in verschiedenen Annäherungen und Entwürfen möglich. Hier soll lediglich versucht werden, einige Grundlinien und Voraussetzungen der christlichen Friedensbotschaft zu klären.

Frieden ist in der Bibel kein Randthema. Wenn vom Bund Gottes mit Israel gesprochen wird, geht es um Frieden, Versöhnung und Gerechtigkeit sowohl zwischen Gott und Mensch als auch unter den Menschen. Der Exodus aus Ägypten ist der Versuch, mit Gottes Hilfe aus einer Situation der Unterdrückung und Not auszubrechen und irgendwo ein Land zu finden, wo man in Frieden leben kann. Die Gesetzgebung am Sinai und ihre Weiterführung durch die Jahrhunderte sind in dem Wissen begründet, daß Frieden nur auf dem Fundament der Gerechtigkeit, der Ordnung, in letzter Konsequenz der Liebe gedeihen kann. Dies versuchen auch die Propheten immer wieder dem Volk, insbesondere aber den Oberschichten und der politisch-religiösen Führung Israels einzuschärfen. Mit dem Verlust der staatlichen Souveränität und den leidvollen Erfahrungen der Vertreibung und des Exils gewinnt die Erkenntnis wieder an Boden, daß Frieden Geschenk Gottes ist, daß er nicht durch Macht- und Kriegspolitik gesichert werden kann, wohl aber der aktiven Mitarbeit der Menschen bedarf. Ohne Umkehr und Buße, ohne ständige Bemühung um Gerechtigkeit und Liebe kann er nicht wachsen. Die Hoffnung, daß Gott eingreifen wird, konkretisiert sich einerseits im Warten auf den Messias, der Gottes Reich als Friedensordnung herbeiführen wird, andererseits aber auch in der strengen Lebensführung der Frommen, die darauf vertrauen, daß Gott dann hilft, wenn wir ihn beständig suchen.

Jesus steht in diesen Traditionen. Er spricht vom Reich Gottes, das nahe ist. Er ruft zur persönlichen Umkehr. Er mahnt, das Gesetz zu achten und in der Liebe zu erfüllen. Jesu Botschaft fügt sich also durchaus in den religiösen und geschichtlichen Zusammenhang der alttestamentlichen und zeitgenössischen jüdischen Religion ein.